



HANNES RIFFEL

(Hrsg.)

DAS FLIRREN DER HOFFNUNG

EIN PHANTASTISCHER ALMANACH

Zweite Folge

Originalausgabe

© der einzelnen Beiträge 2026 bei den Autor:innen
© der einzelnen Übersetzungen 2026 bei den Übersetzer:innen
Wir verweisen auf das Quellenverzeichnis am Ende des Bandes
© dieser Zusammenstellung 2026 by Carcosa Verlag, Bad Oldesloe
Alle Rechte vorbehalten

Carcosa Verlag | Kirchplatz 1 | D-23843 Bad Oldesloe
www.carcosa-verlag.de | programm@carcosa-verlag.de

Wir sind ein verschwistertes Imprint von
Memoranda Verlag | Hardy Kettlitz | www.memoranda.eu

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung
sicherheit@carcosa-verlag.de

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von §44b UrhG
behalten wir uns ausdrücklich vor.

Lektorat: Maike Hallmann, Alexander Pechmann, Sünje Redies & Hannes Riffel
Korrektorat: Robert Schekulin

Umschlaggestaltung: s.BENeš [www.benswerk.com]
Layout & Satz: Hardy Kettlitz
Druck: Finidr s.r.o.



ISBN: 978-3-910914-54-4 (Buchausgabe)
ISBN: 978-3-910914-55-1 (E-Book)

**Für
Andreas Fliedner
(1966–2025)**

Inhalt

Hannes Riffel · Vorrede	9
Benoît Bréville & Pierre Rimbart · Eine Zeitung gegen den Strich	14
Becky Chambers · Eine gute Häretikerin	29
Becky Chambers · Die Decksfrau, die Novaklinge und die dreimal gesungenen Texte	63
Aiki Mira · Heimrufen	83
Aiki Mira · Post-Cli-Fi	98
Barbara Slawig · In der Hauptrolle: Der Klimawandel	105
Kim Stanley Robinson · Über das Schreiben von Climate Fiction	116
Kim Stanley Robinson · »Eine Geschichte«	123
Nicola Griffith · Glimmer	148
Nicola Griffith · Identität und Science Fiction	153
Matthias Fersterer · Ohne Krieg keine Helden	162
Arthur Machen · N	180
Alan Moore · Der Blick aus Canons Park	214
Michael Moorcock · Kindheitserinnerungen an Weihnachten während der Luftangriffe	233
Tabea Hecht · Verdreht, verspielt, verkopft	266
Samuel R. Delany & Joanna Russ · Über Science Fiction – ein Dialog	282

Markus Metz & Georg Seeßlen ·	
Die Welt als Sprache und Begehren	297
Andreas Fliedner · Das schmale Haus	319
Marc Sagnol · Andreas Fliedner, Übersetzer und Autor . . .	334
Elizabeth Hand · Ein Interview mit Kelly Link	344
Helmut W. Pesch · Ein Bürger von Islandia	362
Erik Simon · Ein enger Doppelstern	376
Matthias Fersterer ·	
Verortetes Hoffen – der Oya-Almanach	394
Verzeichnis der Quellen und Copyrights	408

Hannes Riffel

Vorrede

Ein Buch ist ein optisches Instrument, das der Autor dem Leser reicht, damit er sich selber klarer zu sehen vermag.

Marcel Proust

Wenn es mir schlecht geht, gehe ich nicht in die Apotheke, sondern zu meinem Buchhändler.

Philippe Djian

Im Oktober 2023 ist der Carcosa Verlag angetreten, um »den ganzen Bereich der phantastischen Weltliteratur in den Blick« zu nehmen. Ziemlich vollmundig, wenn ich mir jetzt noch einmal durchlese, was da in der Vorrede des ersten Almanachs steht. Seither sind fast zweieinhalb Jahre vergangen, wir haben satte siebenundzwanzig Bücher herausgebracht und sind vielleicht etwas bescheidener, aber auch etwas professioneller geworden.

Die Schwerpunkte, die ich damals benannt habe, sind weitgehend die gleichen geblieben: Endlich eine Übersetzung des Mosaikromans *Immer nach Hause* von Ursula K. Le Guin zu verlegen, war sozusagen der Auslöser für die Gründung des Verlages. Beinahe ebenso wichtig – und noch weit umfangreicher – war das Unternehmen, eine deutschsprachige Ausgabe von *Jerusalem* zu publizieren, dem umfangreichen Hauptwerk von Comic-Großmeister Alan Moore. Auch ihm bleiben wir treu: Im Oktober erscheint bereits Band 2 seiner fünfbandigen Serie LONG LONDON. Ein drittes Mammutprojekt ist, bislang hinter den Kulissen, in Arbeit: die Übersetzung des Riesenromans *Eis* (Lód)

des polnischen Schriftstellers Jacek Dukaj, der bei uns 2028 erscheinen soll. Zwei bereits erschienene Werke von Gene Wolfe dienen uns außerdem als Startschuss für weitere, angefangen mit einer grundlegend überarbeiteten Ausgabe von DAS BUCH DER NEUEN SONNE, einem der unerreichten Höhepunkte der anglo-amerikanischen Phantastik.

Aber auch die kleineren Formen sind weiterhin fester Bestandteil des Programms: Mit dem DEX UND HELMLING-Doppelroman von Becky Chambers, deren WAYFARER-Serie ich bei S. Fischer betreut habe, erschienen im Januar 2024 die ersten beiden Bände unserer kleinen feinen Hardcover-Reihe, die wir inzwischen mit Werken von Karin Tidbeck, Rebecca Campbell, Nicola Griffith und abermals Becky Chambers fortgesetzt haben. Im Herbst 2026 wird Ursula K. Le Guin diese Reihe bereichern, und zwar mit ihrem posthum erschienenen Katzenbuch, unserem ersten Ausflug in das Reich des Vierfarbdrucks.

Diese Treue zur »kleineren Form« pflegen wir allerdings nicht nur im Format, sondern immer wieder auch im Inhalt. Entgegen der (durchaus berechtigten) Marktweisheit, dass sich nur Romane verkaufen, haben wir inzwischen fünf Sammelbände mit Erzählungen verlegt. Neben Karin Tidbeck und Rebecca Campbell in der HC-Reihe zählen dazu auch die Neuübersetzung von Gene Wolfes Frühwerk *Der fünfte Kopf des Zerberus*, der Debüt-Storyband von Kelly Link, einer Meisterin der Kurzgeschichte schlechthin, und unser erstes Buch, das keine Übersetzung ist: *Deshalb kann ich nicht fort* von Aiki Mira mit sämtlichen Erzählungen aus den Jahren 2021 bis 2024.

Womit wir dann auch beim Inhalt dieses Almanachs wären. In der ersten Folge war noch vieles spekulativ, die Anzahl unserer Autor:innen übersichtlich, die Beschränkung aufs Wesentliche Programm. Der vorliegende Almanach enthält fast doppelt so viele Beiträge, die sich ebenfalls weitgehend mit Carcosa und dem Verlagsumfeld beschäftigen.

Den Auftakt machen zwei Ehrengäste des MetropolCon, der

vom 2. bis 5. Juli 2026 in Berlin stattfindet: Becky Chambers und Aiki Mira. Nicht nur aus diesem Anlass sind sie mit jeweils zwei Texten vertreten – beide sind mehrfach preisgekrönt und zählen für mich zu den spannendsten, originellsten Stimmen der Science Fiction seit langem.

Ein zweiter Block dreht sich um das Thema Klimawandel, das bei aller medialen Präsenz von den meisten Menschen noch nicht so ernst genommen wird, wie es eigentlich dringend geboten wäre. Von Aiki Miras Essay führt ein direkter Weg zu den Überlegungen der Biologin, Autorin und Übersetzerin Barbara Slawig und des Schriftstellers Kim Stanley Robinson, die sich mit ökologischen und soziologischen Fragestellungen auseinandersetzen.

Seit vielen Jahren zu meinen Lieblingsautorinnen zählt Nicola Griffith, deren Werk Science Fiction, Fantasy, Krimis und historische Romane umfasst. Von ihr ist bei uns gerade der kleine Roman *Speer* erschienen, in dem wir endlich die Wahrheit über Parzival erfahren. Ihre Kurzgeschichte ist SF unter dem Brennglas, aus einer Perspektive, die sonst eher marginalisiert wird, und in ihrem Essay spricht sie über das Verhältnis von Naturwissenschaft und Literatur.

Zu weiteren Texten, die in einem thematischen Zusammenhang stehen, gehört die Neuübersetzung der Erzählung »N« von Arthur Machen, von der sich Alan Moore (neben vielem anderen) zu seiner Romanserie LONG LONDON hat anregen lassen, wie er in seinem Essay darlegt. Michael Moorcock wiederum, dessen Roman *Mutter London* – inhaltlich wie stilistisch – zu den direkten Vorläufern von Alan Moores Prosawerken zählt, schildert in einer Mischung aus Erzählung und Erinnerung, was er in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs während der Luftangriffe erlebt hat; Spuren davon finden sich in seinen späteren Werken wieder, ob sie nun der Fantasy oder dem – bei Moorcock stets trügerischem – Realismus zuzurechnen sind.

Wie schon im ersten Band haben wir eine Reihe von Büchermenschen gebeten, über unsere Autor:innen zu schreiben.

Matthias Fersterer setzt sich mit Ursula K. Le Guin auseinander, die er ins Deutsche übertragen hat, Tabea Hecht nimmt Joanna Russ' Hauptwerk *Der weibliche Mann* unter die Lupe, und Markus Metz und Georg Seeßlen beschäftigen sich in einem bereits klassischen Übersichtsartikel mit dem Erzähler und Theoretiker Samuel R. Delany. Wobei die beiden letztgenannten Beiträge den passenden Rahmen abgeben für einen Fund, auf den ich besonders stolz bin: die Mitschrift eines Gesprächs zwischen Russ und Delany aus dem Jahr 1984.

Besonders am Herzen liegen mir drei Beiträge, von denen der erste vielleicht nicht unbedingt in einen phantastischen Almanach passt. Aber jenseits der Literatur, die mich am Schreibtisch wie in meiner Freizeit beschäftigt (und glücklich macht), hat der Wahnsinn auf der Welt ein Ausmaß angenommen, das alles übertrifft, was ich mir bisher glaubte vorstellen zu können. Reihenweise dem äußeren Anschein nach menschenähnliche Kreaturen, die sich zu politischer Macht aufgeschwungen haben, halten es inzwischen für normal, Massenmorde zu begehen, den Klimawandel zu leugnen, ihr Wahlvolk zu verspotten und alle nur erdenklichen Verbrechen zu begehen, ohne dass sie dafür zur Rechenschaft gezogen werden.

Und der allergrößte Teil unserer Medien, von dem böartigen, sinnentleerten Geschwafel im Internet einmal ganz abgesehen, betreibt noch immer halbgenauen Hofjournalismus, der auf gar keinen Fall irgendetwem wehtun soll. Deshalb habe ich mir erlaubt, direkt nach dieser Vorrede einen Beitrag über eines der wenigen Blätter abzdrukken, die sich ohne Scheuklappen mit dem auseinandersetzen, was international geschieht. LE MONDE DIPLOMATIQUE nimmt die Leser:innen ernst und berichtet Monat für Monat ebenso fundiert wie ausführlich über das Weltgeschehen. Dank eines – kostenlos zugänglichen – Onlinearchivs lassen sich die Entwicklungen in einzelnen Ländern und Regionen über viele Jahre hinweg nachvollziehen. Der Versuch zu verstehen, warum was geschieht, ist anstrengend und oft

schmerzhaft. Aber er ist notwendig, weil wir das Feld nicht den zerstörerischen Kräften überlassen oder in Hilflosigkeit erstarren dürfen.

Und nach diesem vielleicht etwas allzu lautstarken Zwischenruf möchte ich zum Schluss, aus gegebenem Anlass, um etwas Stille bitten. Am 21. Oktober 2025 ist der Übersetzer, Herausgeber und Autor Andreas Fliedner gestorben. Andreas war über viele Jahre hinweg ein guter Freund von mir und meiner Familie und, an dieser Stelle von wesentlicherem Interesse, ein hochbegabter, äußerst akribischer Wortarbeiter. Zu den Großwerken, die wir, mal mehr und mal weniger gemeinsam, gestemmt haben, zählen die dt. Ausgabe der zweibändigen Lovecraft-Biographie von S. T. Joshi (Golkonda, 2017/2020), die Neuübersetzung des Lovecraft'schen Gesamtwerks zusammen mit Alexander Pechmann (S. Fischer, 2017/2021) und die Übertragung des Riesenromans *Jerusalem* (Carcosa, 2024) von Alan Moore.

Weniger bekannt ist, dass Andreas nicht nur ein ausgezeichnete Übersetzer war, sondern auch selbst phantastische Erzählungen verfasste, die sprachlich wie inhaltlich beeindruckend sind, sowie pointierte Essays über literarische und geisteswissenschaftliche Themen. Als ich ihn kennenlernte, hatte er sich bereits als Übersetzer anspruchsvoller Werke zur Literatur und Philosophie vor allem aus dem Französischen hervorgetan. Bis kurz vor seinem Tod betreute er als Herausgeber die Reihe WEIRD FICTION im Festa Verlag.

Auch deshalb war es mir ein Anliegen, in diesem Almanach eine Erzählung von ihm abzudrucken, zusammen mit dem Nachruf seines Freundes und Kollegen Marc Sagnol. Andreas, mit dem ich gerne noch an so vielen Büchern hätte arbeiten wollen, ist dieses Buch gewidmet.

Hannes Riffel
Hamburg im April 2026

Becky Chambers

Die Decksfrau, die Novaklinge und die dreimal gesungenen Texte

Aus dem Englischen von Hannes Riffel

Bereits der Kurzroman *Imperiumsstern* von Samuel R. Delany, im ersten Carcosa-Almanach *Vor der Revolution* abgedruckt, stellte unter Beweis, dass ein sogenanntes »Weltraumabenteuer« keine bloße Heldenreise mit klischeehaftem Ende sein muss. Becky Chambers wechselt in der vorliegenden Erzählung noch einmal den Blickwinkel. Ihre Hauptfigur agiert weit entfernt von den Korridoren der Macht, wo die bedeutsamen Entscheidungen getroffen werden – jedenfalls solange, bis sie in den Mittelpunkt des Geschehens hineingeworfen wird ...

Logbucheintrag 12, 23/4/5296, 10:30

Woher ich weiß, dass dieser Kram nicht vertraulich ist? Vor vier Tagen hab ich mir in der Kapelle einen Kick gegönnt. Du – wer auch immer du bist – weißt das bereits, aber ich werde dein Gedächtnis auffrischen, denn die Einzelheiten ... die Einzelheiten sind wichtig. Ich hatte keinen Dienst. Ich wurde nirgendwo erwartet. Ich befand mich nicht in der Nähe von etwas leicht Entzündlichem. Ich war wirklich vorsichtig. Ich hab auf dem Dienstplan nachgeschaut, um mich zu vergewissern, dass niemand dort irgendwelche Wartungsarbeiten vornehmen würde. Ich hab die Thermorezeptoren in meinen bionischen Augen hochgedreht, damit ich die Wärmesignaturen sehen konnte, falls jemand da aufkreuzte.

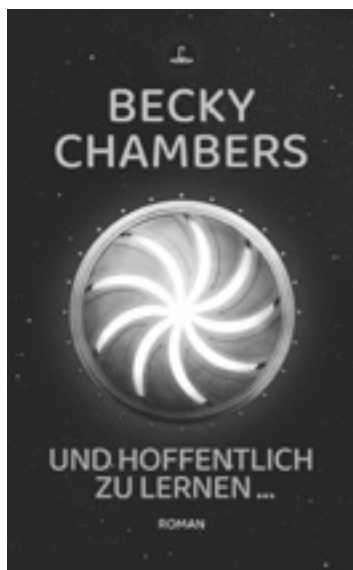
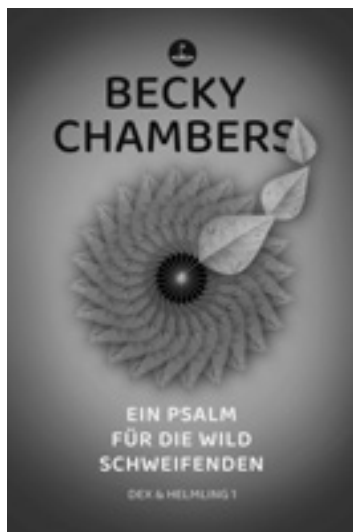
Wie ich wahrscheinlich schon erwähnt hab, hatte ich eine Menge Spaß. Schon als ich das erste Mal einen Fuß in die Kapelle setzte, wollte ich dort unbedingt irgendwann was rauchen. Ich bin nicht gerade religiös – ich meine, es kann ja alles wahr sein. Wer weiß das schon. Aber dieser Raum ... der hat schon was Besonderes. Er befindet sich auf dem obersten Deck, weit weg vom Antriebskern, also ist es da richtig still. Und die durchsichtige Decke über der Statue des Allsichtigen? Ich vermute mal, du hast das noch nicht gesehen, aber der Ausblick ist phänomenal.

Im Moment fliegen wir durch das Harkai-System, und hier draußen bekommen wir tagelang nichts anderes als Nebelflecken zu sehen. Ich war ein kleines bisschen bekifft, als ich mir das anschaute, und kein Priester schwafelte, kein Vorgesetzter machte mir Vorhaltungen, und kein versnobter Offizier sah mich schief an. Wer hätte sich daran stören sollen? Ich war mit dem Allsichtigen allein und mit den Sternen. Das war großartig! Wirklich großartig! So viel Spaß hatte ich nicht mehr, seit wir den Raumhafen verlassen haben.

Jedenfalls war es großartig – bis Hauptmann Mayweather mich in sein Büro schleppte und mir den Marsch blies, weil ich »an Bord eines Raumschiffs der Kriegsmarine« Drogen genommen hätte. Als mir klar wurde, dass ich mich aus dieser Sache nicht würde herausreden können, fragte ich ihn, woher er das wusste. Er erwiderte, einer meiner Kumpels – im Originalton: »einer meiner Kumpels« – hätte mich verpetzt.

Tja, da hast du Mist gebaut, Freundchen! Denn wie du bestimmt weißt, hab ich dieses bescheuerte Logbuch überhaupt nur angefangen, weil es mir schwerfällt, Freunde zu finden, und mein Therapeut meinte, es wäre nicht gut für mich, die ganze Zeit nur damit zu verbringen, über mich selbst nachzugrübeln.

Außer mir war niemand in der Kapelle. Das weiß ich wegen meinem biotischen Auge. Und mich hat niemand verpetzt, weil niemand von meinem geheimen Drogenvorrat wusste. Vergiss



Die drei bisher bei Carcosa erschienenen Bände von Becky Chambers

nicht, dass ich keine Freunde hab. Und der Hauptmann hat mir erst ein paar Tage später das Fell gegerbt, was bedeutet, dass niemand ahnte, was ich vorhatte. Vier Tage? Das ist ziemlich genau die Zeit, die eine Nachricht benötigt, um aus dem Hauptquartier hierher zu gelangen.

Bravo.

Ich hab jetzt drei Wochen Cockpitdienst. Ich weiß nicht, ob du dir dessen bewusst bist, aber Cockpitdienst ist das Schlimmste überhaupt. Dazu gehört, die Kabinen zu putzen, in denen irgendein Teufelskerl festgurgelt und stundenlang geschwitzt hat. Hast du eine Ahnung, wie ekelhaft die sind? Den reichen Blagen ist doch scheißegal, wer von der Deckmannschaft hinter ihnen saubermachen muss. Ganz egal, wie gut die bei Schwerelosigkeit ausgebildet werden – gestresste Piloten kotzen trotzdem öfter mal alles voll. Dafür gibt es ganz wunderbare Absaugrohre, in denen das verschwindet, was aus ihnen rauskommt – und die von einem menschlichen Wesen geleert werden müssen. Und in den nächsten drei Wochen werde ich dieses menschliche Wesen sein.

Du bist echt ein Arschloch.

Wie konnte ich nur glauben, diese Dinger wären vertraulich? Natürlich sind sie das nicht. Das hier ist ein Frachter der Megaklasse, der tonnenweise planetare Rohstoffe an Bord hat und von den besten Piloten der Galaxis geflogen wird. Natürlich will der Führungsstab da wissen, ob Lieutenant Whitebread insgeheim nicht mehr alle Tassen im Schrank hat. Und es wäre noch besser, sie würden solche Probleme mitbekommen, bevor sie zu einer Katastrophe führen. Versteh mich nicht falsch – gegen ein bisschen Schnüffelei hab ich nichts einzuwenden. Sollen sie mir doch zuhören, wie ich über meine juckenden Füße und mein nicht vorhandenes Liebesleben jammere! Wenn das irgendein Arschloch daran hindert, uns in den Weltraum rauszupusten, ist das wunderbar. Aber im Ernst, ich spreche ein paar Sätze darüber auf Band, wie ich ein wenig halblegale Zeit für mich verbringe,

womit ich niemandem geschadet hab – und du erzählst das deinem Boss?

Fick dich, Freundchen. Ganz im Ernst, fick dich.

Logbucheintrag 13, 23/7/5296, 18:32

Eigentlich wollte ich das nicht nochmal machen, wo du doch eine solche Petze bist. Aber ich hab niemand sonst, mit dem ich reden kann – jedenfalls niemand, der mir nicht widerspricht oder mir einen Vortrag hält, und da du offenbar dafür bezahlt wirst, stillzusitzen und aufzupassen, trifft es halt dich. Wie kommt es eigentlich, dass du diesen miesen Job an der Backe hast?

Ich kann dir sagen, wieso ich meinen miesen Job an der Backe hab. Ich komme von Ridgetop. Davon hast du bestimmt noch nie was gehört. Das war so ein Felsbrocken irgendwo weit draußen im Gürtel, auf dem Erz abgebaut wurde. Siehst du – ich stamme vom Arsch der Welt. Worauf mich jeder und jede glaubt hinweisen zu müssen. Sie machen sich über meinen Akzent lustig und über meine Vorliebe für Gurkensticks. Und darüber, dass ich »Flieger« sage anstatt »Raumschiff«. Und nein, das ist kein freundliches Geplänkel, wie der bescheuerte Therapeut meinte. Er wird ebenfalls dafür bezahlt, mir zuzuhören, aber er glaubt, er weiß alles besser als ich. Du hingegen kannst mich nicht unterbrechen. Du verräterischer Drecksack!

Also. Wie ich bei diesem Job gelandet bin. Na ja, die Kraits haben meinen Heimatort gefressen, wie so ziemlich jeden anderen Ort da unten im Gürtel. Darüber werde ich jetzt keine Einzelheiten erzählen, denn das passiert schon seit Jahrzehnten, und es kümmerte keinen Schwanz, bis auch die Zentralwelten angegriffen wurden. Also ist es wohl nicht der Rede wert. Ich hab meine Eltern verloren und meinen großen Bruder und meine beste Freundin. Keine Angst, ich fang jetzt nicht an rumzuheulen. Das ist lange her.

Jedenfalls, wenn du in einem Provinzweisenhaus heranwächst und auf keine bessere Schule gehst, halten sich deine

Wahlmöglichkeiten in Grenzen: der Tempel, Bergbau oder Landarbeit. Vielleicht ist dir inzwischen aufgefallen, dass ich von meiner Veranlagung her nur bedingt dafür geeignet bin, die Gläubigen anzuleiten. Ich hab genug alte Bergleute herumhusten hören, um zu wissen, dass ich mich davon besser fernhalte, und mit Pflanzen kann ich nicht besonders gut umgehen. Also hab ich von all dem die Finger gelassen und bin zur Armee gegangen. Was ganz in Ordnung ist. Könnte schlimmer sein. Ich könnte gegen die Kraits kämpfen, und ich hab die aus der Nähe gesehen, vielen Dank auch. Die Front ist nichts für mich. Außerdem muss jemand diese Flieger am Laufen halten. Die Raumschiffe. Was auch immer. Falls du lachst – ich kann dich nicht hören, also ist es mir egal.

Ich dachte mir, hier an Bord kommen doch alle von irgendwoher, da müsste es doch mehr ... ich weiß nicht, mehr Verbundenheit geben, mehr Kameraderie. Und das gibt es wohl auch, nur dass es mich nicht einschließt. Keine Ahnung, warum. Ich weiß, dass ich nicht der umgänglichsste Mensch weit und breit bin, aber ich meine, hier draußen sterben wir doch alle. In einem Jahrzehnt sind wir alle erledigt, wenn nicht früher. Die Kraits ... die sind uns einfach über. Die sind zu groß. Hast du die schon mal gesehen?

Nicht in den Nachrichten, meine ich. Ich erinnere mich noch gut an den Tag, als sie aus dem Himmel auf uns herabstießen; sind durch die Luft geschwommen als wäre es Wasser. Jeder Einzelne davon größer als das Schiff, auf dem ich mich jetzt befinde. Die brauchen keine Schiffe. Ob sie nun in die Atmosphäre eindringen oder sich durch den luftleeren Raum fortbewegen – alles kein Problem. Ihre Haut ist gepanzert und ihre Spucke giftig, und diese Riesenmäuler können sie weit genug aufklappen, um ganze Gebäude zu verschlingen. Und wenn sie einmal anfangen, Freundschen, hören sie nicht mehr auf. Ich weiß noch, wie unsere Miliz sie von den Türmen aus unter Beschuss genommen hat. Monatelang haben wir nach Erzen für die Energiekanonen gegraben, und sie

haben keinen einzigen abgeschossen. Ihnen allenfalls ein wenig die Schuppen versengt.

Wie soll man gegen so was kämpfen? Die Antwort lautet: Es ist unmöglich. Wir verlieren. Die Kapitänin redet hochtrabendes Zeug, von wegen wir müssten nur tapfer sein, dann würden wir schon siegen, aber sie weiß, dass wir aus der Nummer nicht mehr rauskommen. Jeder weiß das. Man sollte meinen, dass es den Leuten unter solchen Umständen nicht so wichtig ist, woher jemand kommt oder wie viel Geld deine Mama und dein Papa hatten, aber so sind die Menschen nun mal. Arschlöcher, ohne Ausnahme.

Wow, jetzt hab ich wirklich angefangen rumzujammern.

Das war eine blöde Idee.

Logbucheintrag 16, 23/20/5296, 22:06

Mann, ich bin völlig fertig. Hab mir echt den Arsch aufgerissen, um alles für die Deckinspektion in Schuss zu kriegen – im Eiltempo sozusagen. Hab mir wirklich Mühe gegeben. Dachte mir, na schön, vielleicht finde ich hier keine Freunde, aber dann kann ich wenigstens dafür sorgen, dass ich nicht mehr das Arschloch bin, dem jeder die Schuld gibt, wenn irgendwas schief läuft. Wenn ich richtig hart arbeite, denken sie vielleicht, ich wäre ganz in Ordnung. Aber Hauptmann Mayweather sagte nur: »Nicht übel.« Zwölf Stunden hab ich geschuftet, und was krieg ich dafür? »Nicht übel.« Vielen Dank auch, Sir.

Ich weiß, ich bin kindisch. Und ich weiß, dass Leute wie er sich mit größeren Problemen rumschlagen müssen. Letzte Woche haben die Kraits den Außenposten auf Solace plattgemacht, und jetzt sind alle furchtbar nervös. Außerdem machen sich die Großkopfete alle ins Hemd, weil morgen ein Augur an Bord kommt.

Verzeihung, nicht irgendein Augur – die Augurin höchstpersönlich Ein Riesentamtam. Ich meine, zugegeben, irgendwie ist das schon aufregend. Ich hab erst einmal einen Auguren

gesehen, und ich bin mir ziemlich sicher, der war nicht echt. Der hatte so dicke dunkle Gläser auf, die seine Augen verbargen, sodass du nicht erkennen konntest, ob er wirklich sonnenblind war, und er hat Kat Eastwing gesagt, sie würde mit einem gutaussehenden dunkelhaarigen Mann drei Kinder haben, was Quatsch war, weil sie die Tochter von irgendeinem Magistraten geheiratet hat. Aber dieser Augur – diese Augurin – ist was ganz Besonderes. Die Höchste der Höchsten. Und halt dich fest: Sie suchen nach dem letzten Abkömmling von Talia Achaeis.

Im Ernst! So verzweifelt sind wir inzwischen schon. Talia Achaeis. Und es wird noch besser. Der Hauptmann sagt, die Auguren hätten die Novaklinge gefunden, und jetzt suchten sie nach jemandem, der sie führen kann. Als er das sagte, schnaubte ich unwillkürlich. Der Hauptmann war stinksauer, aber echt, Mensch! Die Novaklinge? Klar doch. Als Nächstes halten wir Ausschau nach Zuckerkometen, wenn wir schon bei kindischem Zeug sind.

Andererseits dachten auch alle, die Kraits wären ein Märchen, bis sie zurückkehrten. Warum sollten wir es also nicht versuchen? Wer weiß. Die Auguren meinen es jedenfalls ernst. Es heißt, sie hätten irgendeine Vision gehabt oder so was. Deshalb kommt ihr Boss auch hierher. Die Einzelheiten sind mir nicht ganz klar, und das ist mir ehrlich gesagt auch egal. Wenn da was dran ist und jemand kann diesen Scheißkrieg beenden – wunderbar. Ich möchte, dass er endlich vorbei ist.

Aber kannst du dir vorstellen, freiwillig sonnenblind zu werden? Einfach ... einfach so lange in das grelle Licht zu starren, bis deine Augen verbrennen und dein Geist sich öffnet? Puh. Nein danke. Die Grundausbildung war schlimm genug.

Du solltest sehen, wie sich die Offiziere herausgeputzt haben. Zum Totlachen! Sie glauben alle, dass sie es sind. Das ist der einzige Grund, warum sich irgendjemand zum Offizierslehrgang meldet – um ein beschissener Held zu werden. Da trifft eine kurze, knappe Nachricht ein, dass sie nach einem Auserwählten suchen, und plötzlich interessiert sich jeder und jede mit einem

Akademiestreifen allen Ernstes für die dreimal gesungenen Texte. Die Priester sind bestimmt ganz aus dem Häuschen.

Fähnrich Cappelon wäre eine gute Wahl. Er entschuldigt sich, wenn sein Schiff ramponiert ist, und er hat ein nettes Gesicht. Hoffentlich ist es nicht Talmond. Sie ist jetzt schon ein furchtbarer Snob. Allerdings kotzt sie nie ihr Cockpit voll, jedenfalls nicht, soweit ich das mitbekommen hab.

Ach, übrigens, Freundchen, ich bin immer noch stinksauer auf dich. Glaub bloß nicht, dass sich das ändert.

Jedenfalls knöpft sich die Augurin die ganze Mannschaft vor, ohne Ausnahme. Will wohl herausfinden, wer die gruseligste Ausstrahlung hat oder so was. Keine Ahnung, wie ... Mist. Ich hab vergessen, meine Paradeuniform in die Wäscherei runterzubringen. Ach, verdammt.

Logbucheintrag 17, 23/21/5296, 21:26

Ich bin's. Die Augurin hat mich auserwählt.

Tut mir leid. Ich ... es tut mir leid.

Logbucheintrag 18, 23/21/5296, 22:14

Tut mir leid, aber ich finde es furchtbar, wenn Leute mich weinen sehen. Ich hab ganz schreckliche Angst, und ich versteh die Welt nicht mehr.

Die Augurin – die aussieht, als wäre sie eine Million Jahre alt – hat jedem von uns so 'nen Stein in die Hand gedrückt, in den lauter Zeichen eingeritzt waren. Hatte wohl irgendwas mit genetischer Energie zu tun, keine Ahnung. Sie überreichte ihn, betrachtete ihr Gegenüber ganz kurz und wandte sich dann der oder dem nächsten zu. Was unbeschreiblich langweilig war. Wir stehen da in Reih und Glied, und meine Füße brachten mich um. Jedenfalls, sie kommt zu mir, und ... tut mir leid. Tut mir leid, das ist ... echt viel.

Ich hab den Stein berührt, und er fing an zu leuchten.

Er fing an zu leuchten, und morgen muss ich von Bord. Einfach so – pack deine Sachen, und los geht's.

Mist.

Wenn ich doch nur mit meiner Mutter reden könnte.

Logbucheintrag 24, 24/3/5296, 20:43

Niemand hier mag mich. Zumindest daran hat sich nichts geändert.

Oh, keiner verhält sich mir gegenüber wie ein Arschloch. Alle verbeugen sich, wenn ich vorbeikomme. Wirklich seltsam. Mein Zimmer hier ist etwa halb so groß wie das Haus meiner Eltern früher. Was auch seltsam ist. Aber ich weiß, dass die Priester mich nicht leiden können. Ich bin keine Offizierin und gehöre auch nicht zur königlichen Familie, was überhaupt keinen Sinn ergibt. Ich weiß, was sie von mir halten. Ich bin ein Prolet aus der Provinz und dazu noch ein Klugscheißer, der kaum weiß, an welchem Ende er ein Plasmaschwert halten soll. Herrgott nochmal, ich bin in einem Bergwerkskaff aufgewachsen! Auf dem Frachter haben sie es mich deutlich spüren lassen, dass ich nicht dazugehöre. Sie haben's mir ins Gesicht gesagt. Die Leute hier sind ebenfalls der Meinung, dass ich nicht dazugehöre. Auch sie halten mich für einen Provinzler und Proleten, aber sie sprechen's nicht aus. Sie verstecken das alle hinter Verbeugungen und einem angespannten Lächeln. Mir gefiel es besser, als die Leute ehrlich waren.

Bist du noch da? Ich weiß, dass meine Logbucheinträge mit meinem ID-Chip verknüpft sind, aber begleitet mich mein Babysitter auch auf diesem Ausflug? Oder ist mir jemand anderes zugeteilt worden? Darfst du den Retter des Universums ausspionieren?

Vielleicht irre ich mich auch, und es gibt dich gar nicht. Dann führe ich hier Selbstgespräche. Tata!

Genauso gut könntest du ein Programm sein. Irgendein intelligenter Algorithmus oder etwas in der Art. Vielleicht leitest du meine Einträge weiter, wenn du Wörter wie »high werden« und »Kapelle« entdeckst. Na? Leuchtet gerade irgendwo ein Warnsignal auf?

Jedenfalls, wenn da irgendwer ist, und wenn es sich noch um dieselbe Petze handelt, die mir schon die ganze Zeit nachschnüffelt, dann weißt du, was läuft. Falls du jemand anderes bist – in den Nachrichten wird ausführlich über mein Leben berichtet. Es ist bestimmt nicht schwer, sich das alles zusammenzureimen.

Logbucheintrag 32, 24/28/5296, 17:06

Okay, nur mal hypothetisch: Sagen wir, es gibt da draußen einen übermächtigen Gegner, der alles Leben auslöscht, wie wir es kennen. Vielleicht irgendwelche, na ja, interdimensionalen Kreaturen, die die Bioenergie unseres Universums äußerst schmackhaft finden. Nur so als Beispiel. Ich sammle hier bloß Ideen.

Und wir können sie nur aufhalten, indem wir ihre Königin töten, was eine ziemlich schwierige, ziemlich knifflige Sache ist und jede Menge mystischen Quatsch einschließt, der völlig sinnlos klingt, wenn du ihn laut aussprichst. Welche dieser beiden Möglichkeiten, meinst du, ist vielversprechender: Sollen wir alles auf eine Karte setzen und eine Waffe erschaffen, die der außergewöhnlichen Lebenskraft eines einzigen Individuums den letzten Schliff verleiht – und infolgedessen allen Nachkommen, die ihm am meisten ähneln –, sodass wir eine Waffe haben, die mächtig genug ist, die Anführerin der Ungeheuer umzubringen? Oder würdest du etwas erschaffen, das jede und jeder führen kann, für den Fall, dass die Ungeheuer zurückkommen?

Das ist keine schwierige Frage.

Die Novaklinge war die dümme Idee überhaupt, und es ist mir egal, ob das blasphemisch ist. Na los, verpetz mich schon! Ich bin die gottverdammte Auserwählte; schreib das in deinen Bericht.

Ja, ich verstehe, dass es cool ist, eine Waffe zu haben, die nur von unserem allergrößten Helden geführt werden kann, aber es ist furchtbar unpraktisch. Unverantwortlich. Wie viele Kolonien haben wir verloren, seit die Kraits zurückgekommen sind, und das nur, weil keiner dieses Ding in die Hand nehmen konnte?

Dieses Ding, das in Vergessenheit geraten ist? Ganz zu schweigen davon, dass sich niemand seine Nachfahren aussuchen kann. Manchmal sind diese Nachfahren völlige Versager.

Genau.

Es gibt unzählige durchtrainierte Offiziere, die jetzt nur zu gerne in meiner Haut stecken würden, und ich würde das alles nur zu gerne ihnen überlassen. Ich will das nicht. Ich kämpfe nicht gern. Warum hab ich mich wohl für einen Job als Decksfrau entschieden? Ich mag keine Schmerzen, ich mag es nicht, Angst zu haben, und ich möchte auch niemand anderem wehtun. Und die Ausbildung, die mir die Priester hier tagtäglich aufzwingen, ist das Letzte. Schwester Mora ist eine Naturgewalt, und sie richtet mich zugrunde. Ich hab mir einen Wadenmuskel gezerzt, irgendwas in meinem Rücken hat sich verklemmt, und meine Arme schmerzen so sehr, dass ich sie mir beim Essen nicht an den Mund heben kann, ohne dass sie zittern.

Ach, und ich bin total scheiße. Ich krieg das echt nicht hin. Und Bruder Stratos, der dafür zuständig ist, dass ich spirituell auf der Höhe bin, oder was auch immer? Der kann mich auf den Tod nicht ausstehen. Gleicht einem fortwährend enttäuschten Vater.

Ich werde scheitern, und das wissen sie. Zuvor, als nicht die geringste Chance bestand, die Kraits zurückzudrängen, war das ätzend, aber irgendwie haben wir uns damit abgefunden. Von wegen, na schön, ist es halt vorbei. Zeigen wir ihnen nochmal so richtig, wo der Hammer hängt. Aber jetzt haben wir eine Chance zu überleben, und diese Chance bin ich, und ich werd's vermasseln. Das ist noch schlimmer.

Oh, und ich glaube, der schmutzige Typ in der Waffenkammer ist in mich verknallt. Dafür hab ich jetzt echt keine Zeit.

Logbucheintrag 40, 1/21/5297, 16:52

Ich werde besser. Ein wenig zumindest. Heute bin ich während des Trainings nicht einmal auf den Hintern gefallen, immerhin. Und ich hab winzige Armmuskeln! Willst du sie sehen, Kumpel?

Ooo ja. Ganz schön beeindruckend, was?

Die Augurin hat mich heute auf einen Spaziergang durch die Mooshöhlen mitgenommen, wollte wissen, wie's mir geht. Sie schaut mir oft beim Training zu, redet aber nicht viel mit mir. Ich hab den Eindruck, dass sie mit niemandem viel redet. Aber wenn doch, ist sie nett zu mir. Und meint es ehrlich. Ich glaube, sie begreift, was los ist. Was mit mir los ist.

Sie ist so seltsam wie nur was – redet rätselhaftes Zeug, verstummt mitten im Satz, starrt durch dich hindurch, obwohl sie blind ist – aber sie wird von allen wie eine wandelnde Göttin behandelt. Dabei ist sie ein ganz normaler Mensch. Sie hat knubbelige Finger und eine kahle Stelle auf dem Kopf, und ihr wachsen Haare aus der Nase. Wie jede andere auch muss sie sich die Zähne putzen und den Hintern abwischen. Heute hab ich sie gefragt, ob sie jemals aufwacht und sich wünscht, sie wäre nicht die Augurin. Darüber hat sie lange gelacht. Wollte gar nicht mehr damit aufhören und hat meine Hand gedrückt. Gesagt hat sie nichts, aber genickt hat sie. Sie hat echt den Durchblick.

Sie hat mit erklärt, ich würde meine Sache ordentlich machen. Keine großen Lobeshymnen. »Du machst deine Sache ordentlich«, mehr nicht. Ich kann das nicht erklären, Kumpel, aber das hat mir echt gutgetan.

Logbucheintrag 56, 2/17/5297, 09:43

Bestimmt weißt du das schon, aber die Kraits haben Alumen angegriffen. Und alles ausgelöscht. Der Tempel, die Mooshöhlen, die riesigen Statuen des Allsichtigen in dem Gewölbe. Genauso tot und in Trümmern wie überall sonst.

Fast ohne Vorwarnung. Wie immer. Es ist schwer, etwas im Auge zu behalten, das nicht im selben Universum lebt wie du.

Ich hab sie nicht mehr aus der Nähe gesehen, seit ... du weißt schon – meine Familie. Das hab ich nie vergessen. An die Ungeheuer, die ich als Kind gesehen hab, denke ich jeden Tag. Aber manches hatte ich doch verdrängt, irgendwie. Zum Beispiel

wie groß sie waren. Die nehmen gar kein Ende. Ich dachte, meine Albträume wären übel, aber wenn du dich diesen Scheusalen gegenüber siehst, das ist noch viel schlimmer.

Also.

Ich hab mich ans Steuer einer Raumfähre gesetzt, und darum machen jetzt alle ein Riesentrara. Keine Ahnung, warum. Jeder, der bei der Kriegsmarine ist, kann eine Fähre steuern, für den Fall, dass so ein Mist passiert. Ich hab nichts Besonderes getan. Ich bin nur rumgeflogen und hab Leute aufgesammelt. Und bin dabei nicht draufgegangen. Aber alle behaupten, ich hätte irgendwelche Heldentaten vollbracht.

Ich begreife diese Leute einfach nicht.

Der Typ aus der Waffenkammer gehörte zur letzten Gruppe, die ich gerettet hab. Er hat in dem Moment, als wir abhoben, ein kleines Mädchen – eine der Eingeweihten – an Bord gezogen, und das, obwohl er sich den Arm gebrochen hatte. Ich hab noch nie jemand so schreien hören. Hat bestimmt mordsmäßig weh getan.

Schwester Mora sagt, das wäre ein gezielter Angriff gewesen. Offenbar hat ein Gefolgsmann der Kraits den Doppelagenten gespielt. Irgendein Funkfeuer aufgestellt, damit sie uns finden.

Gezielt, weil ich dort war – genau das sagt sie. Es ist passiert, weil ich dort war.

Wahrscheinlich weißt du auch das schon, aber die Augurin ist tot.

Logbucheintrag 62, 2/30/5297, 22:11

Bruder Stratos hat mich heute beim Rauchen erwischt, und zwar auf der Rampe der Fähre. Eigentlich hätte ich trainieren sollen, also dachte ich, er geht die Wände hoch. Aber er wurde nicht wütend, zum ersten Mal. Er hat mich in die Funkkabine geführt und gesagt, ich soll mich vor den Bildschirm setzen. Dann hat er dieses riesige Archiv geheimer Botschaften aufgerufen. Ich frage ihn: »Was ist das?«, und er antwortet: »Briefe. An dich.«

Das musst du dir mal vorstellen, Kumpel. Das waren Hunderte!

Bruder Stratos erklärte mir, er hätte sie bisher zurückgehalten, weil er nicht wollte, dass ich vom Training abgelenkt wurde. Damit ich mir nicht einbilde, ich wäre was Besonderes.

Er öffnet einen, und ... puh. Da saß diese Frau. Schwanger. Hochschwanger. Mit der Hand auf dem Bauch. Und ich schwör dir, unter ihrem Shirt zeichneten sich die Umrisse eines winzigen Fußes ab. Jedenfalls erzählte sie mir, wie unglücklich sie war, als sie herausfand, dass sie ein Kind bekam, weil sie wusste, dass es keine Zukunft haben würde. Aber wegen mir, hat sie ... na ja. Wieder Hoffnung gefasst. Oder so was in der Art.

Weidmannsheil, Mädchen, sagte sie. Tritt sie in den Arsch.

Jede einzelne der Botschaften war so. Ich hab sie mir alle angeschaut. Dauerte den ganzen Nachmittag.

Als ich wieder rauskam, steht Bruder Stratos vor mir, und ich frage: »Warum jetzt? Warum haben Sie mir das jetzt gezeigt?« Und er sagt: »Weil du begreifen musst, warum das, was du tust, wichtig ist. Du darfst nicht aufgeben.«

Gestern noch hätte ich das alles für kitschigen Bockmist gehalten, und ich bin mir ziemlich sicher, dass es gegen das Gesetz verstößt, jemandem seine Post vorzuenthalten. Aber als ich diese Botschaften sah, kam mir ein komischer Gedanke. Damals auf Ridgetop bin ich mit meiner besten Freundin Suli ... jedenfalls haben wir uns rausgeschlichen, weil da ein Film gezeigt wurde, *Die Ballade der Raumritter*. Eigentlich waren wir dafür zu jung, aber wir wussten, dass der Hinterausgang nie abgeschlossen war, also sind wir reingeschlüpft, als der Vorspann lief. Hinterher waren Suli und ich Feuer und Flamme. Heilige Scheiße – das war das Beste, was wir je gesehen hatten. Wir waren völlig besessen. Wir sind immer und immer wieder reingeschlüpft, um uns den Film anzuschauen. Ein Dutzend Mal wahrscheinlich. Es war unser einziges Gesprächsthema. Wir haben einander als Lady Carmine und Lady Onyx angeredet. Ich hatte das Gefühl, die

Geschichte würde mich verstehen, als wüsste sie genau, was mich ausmachte.

Allerdings ist *Die Ballade der Raumritter* ein ziemlicher Mist. Vor ein paar Jahren hab ich den Film nochmal gesehen. Er ist echt nicht gut gemacht. Ein billiger, alberner Streifen – du kannst sogar die Pixel um die Monster herum sehen. Aber ich sag dir, der Film hatte was, das ich als Zwölfjährige brauchte, und ich soll verflucht sein, aber als der Vorspann lief, ging mir das wieder durch und durch. Ich hab darin gesehen, was ich sehen wollte. Und vielleicht trifft das auch auf diese ganzen Leute zu und wie sie sich mir gegenüber verhalten. Ich bin billig. Ich bin albern. Mit mir stimmt so manches nicht. Aber die Leute sehen, was sie sehen wollen, und offenbar sehen sie das in mir. Oder, was wahrscheinlicher ist, sie projizieren es auf mich. Zwei Seiten derselben Medaille.

Also gut. Okay. Ich werde es probieren. Ich werde mein Bestes tun.

Logbucheintrag 81, 4/6/5297, 23:58

Ich werde nicht zurückkehren, das weiß ich. Und weil ich das weiß, hab ich angefangen, über alles Mögliche nachzudenken, also hab ein bisschen Geduld mit mir, Kumpel. Ich bin ganz schön durcheinander.

Vermutlich sollte ich jetzt sagen, dass ich keine Angst hab. Eine solche Szene gibt's doch in jedem Film. Die Heldin muss ihr Ding durchziehen, und kurz davor sagt sie: »Ich hab keine Angst.« Tja, ich hab Angst. So sehr, dass mir die Worte dafür fehlen. Die Kraits haben Kurs auf die Hauptstadt genommen, und mir bleibt keine Zeit, mich noch länger vorzubereiten. Jetzt oder nie. Morgen ist es so weit. Das Schiff, auf dem ich bin, hat eine Tarnhülle, und die Flotte, die uns folgt, ebenfalls. Völlig unsichtbar. Wir werden ein Wurmloch öffnen, das ins Universum der Kraits führt, und lautlos hindurchschlüpfen. Seit Talia Achaeis und ihren Gefährten war da niemand mehr, also müssen wir uns auf die alten Geschichten

verlassen. Darin ist von etwas die Rede, das »das Nest« genannt wird. Allerdings herrscht keine Übereinstimmung, ob es sich dabei um einen Planeten oder um ein Schiff handelt, aber was auch immer es ist, es ist groß, und in seiner Mitte hält sich die Königin auf. Sobald wir in Position sind, schalten alle die Tarnfunktion ab – alle außer mir und einem kleinen Trupp an Bord eines Gleiters, der weiterfliegt, um die Königin aufzuspüren.

Vorausgesetzt da gibt es was, auf dem wir landen können, werden wir uns zur Brutkammer durchschlagen müssen – so wird das in den Texten genannt –, wo wir dann ... wo ich sie wohl töten muss. Wusstest du, dass die Texte bebildert sind? Da macht der kleine Ausflug, den wir demnächst unternehmen, doch gleich doppelt so viel Spaß. Wer auch immer die gezeichnet hat, hatte ein besonderes Händchen für Blut.

Ich weiß, dass ich morgen sterben werde. Eine Menge Leute werden sterben. Wenn ich das laut ausspreche, möchte ich am liebsten kotzen, aber ich konnte heute nichts essen, also hätte das keinen Zweck.

Alle erwarten von mir, dass ich ihnen die Angst nehme. Und ich hab keine Ahnung, wie. Was soll ich machen? Eine Rede halten? Allen erklären, wie toll sie sind? Ich weiß nicht, was ich zu den Leuten sagen soll, die an meiner Seite sterben werden. Für mich. Ich weiß immer noch nicht, wie ich da reingeraten bin.

Ich hab keine Ahnung, was ich da rede. Also nochmal von vorn.

Die einzige Person, die wirklich weiß, wer oder was ich bin, bist du, schließlich hast du mich von Anfang an begleitet. Wenn es dich überhaupt gibt. Ich meine, es muss dich einfach geben – ich muss wissen, dass mich irgendwer dort draußen sieht. Mich sieht. Und vielleicht ... und vielleicht der Meinung ist, dass ich ganz in Ordnung bin, auch wenn ich nicht dem perfekten, auf Hochglanz polierten Bild entspreche, das sich alle wünschen. Wären wir Freunde, wenn wir miteinander sprechen könnten? Ich weiß, wahrscheinlich verlierst du deinen Job, wenn du mit mir

Kontakt aufnimmst, aber ... rein hypothetisch? Würden wir einander mögen? Ich hab keine Ahnung, was für ein Mensch du bist. Vielleicht würden wir einander hassen. Ich hab keinen Schimmer. Hoffentlich nicht.

Worauf ich hinauswill: Wenn es dich gibt, freut mich das sehr. Ich bin dankbar. Ich bin dankbar dafür, dass mir jemand zugehört hat.

Ich werde mein Allerbestes tun, das jetzt nicht zu vermässeln. Aber wenn doch, dann mach noch was Schönes mit der Zeit, die dir bleibt, ja? Das hast du dir verdient. Das haben wir uns alle verdient.

Himmel, es ist wirklich wundervoll hier draußen.

Ich werde es versuchen. Was auch immer geschieht – bitte glaube mir, dass ich es versucht hab.

Es war ein Vergnügen, mich mit dir zu unterhalten.

Ach, übrigens: Ich hab mit dem Typ aus der Waffenkammer geschlafen. War nicht übel.

Logbucheintrag 82, 4/12/5297, 10:25

Tja, ich bin nicht gestorben.

Was mich mehr überrascht als irgendwen sonst. Wie die Sache gelaufen ist ... Ich bin mir sicher, dass du diese Geschichte inzwischen ein Dutzend Mal gehört hast. Schwester Mora sagt, dass sie bis in alle Ewigkeit erzählt werden wird. Also vergiss das alles. Hier ist das, was ich dir erzählen möchte.

In der Hauptstadt fand zu meinen Ehren eine große Parade statt. Ich hätte nie gedacht, dass ich diesen Satz einmal aussprechen würde. Lauter Luftschlangen gab es da und Feuerwerk und Flaggen, und ich hab noch nie so viele Menschen an einem Ort gesehen.

Als ich den königlichen Boulevard entlangschritt, wurde ich von einer Ehrenwache begleitet, und ... Mannomann. Ich sag dir, das war echt unbeschreiblich! Die Leute haben meinen Namen gerufen und mir zugejubelt. Die Leute haben geschluchzt. Ein

junger Kerl hielt sein Kind hoch und deutete darauf, als wollte er sagen: Schau her! Schau her, das ist sie!

Ich hatte gerade erst meine Seele in ein tausend Jahre altes Plasmaschwert fließen lassen und es einem interdimensionalen Alien in den zehn Tonnen schweren Kopf gerammt, und ich schwöre dir, diese Parade war das Seltsamste, was ich je erlebt hab.

Wirklich wichtig war aber nicht die Medaille, die sie mir an die Jacke hefteten, oder die Rede, die der Hochkönig gehalten hat, oder wie großartig das anschließende Festmahl war – obwohl es da diese leckeren Pasteten gab. Keine Ahnung, was da drin war, aber ich hab bestimmt zwanzig davon gegessen, im Ernst.

Nachdem mir besagte Medaille angeheftet worden war, wandte ich mich der Menge zu. Und weißt du was? Die Leute hielten lauter Schilder hoch. Auf denen jeden Menge nette Sachen draufstanden. Mit einer Ausnahme. Ganz hinten im Gedränge sehe ich da diesen Typen – schwarze Haare und Bart, wenn ich mich nicht irre. Keine Ahnung, so genau konnte ich das nicht erkennen. Jedenfalls hält er ein Schild hoch. Große rote Blockbuchstaben, und als die Leute um ihn herum das sehen, werden sie ziemlich sauer. Das Schild verschwand nach wenigen Sekunden wieder. Ich glaube, jemand hat dem armen Kerl eine reingehauen.

Auf dem Schild stand: NICHT ÜBEL FÜR EINEN PROVINZLER UND PROLETEN.

Argh. Tut mir leid. Einen Moment bitte.

Tut mir leid. Du weißt, dass ich es furchtbar finde, wenn ich weine. Ich bin ... ich bin nur einfach froh, dass du da warst.

Danke, Kumpel.

Becky Chambers (*1985) ist als Tochter einer Astrobiologin und eines Luft- und Raumfahrttechnikern in Kalifornien aufgewachsen. Für ihre vierbändige WAYFARER-Serie wurde sie

ebenso mit dem Hugo Award ausgezeichnet wie für den ersten Roman der *Dex & Helmling*-Serie, die bei Carcosa im Januar 2024 erschienen ist. Auf Deutsch tragen diese beiden kleinen, feinen Hardcover-Bändchen die Titel *Ein Psalm für die wild Schweifenden* und *Ein Gebet für die achtsam Schreitenden*. Im Herbst 2025 folgte bei Carcosa als dt. Erstausgabe der Roman *Und hoffentlich zu lernen* Alle Bücher von Becky Chambers wurden von Karin Will übersetzt.

Barbara Slawig

In der Hauptrolle: Der Klimawandel

Eigentlich ein Klischee: Wie kaum ein anderes Genre ist die Science Fiction geeignet, sich mit Themen auseinanderzusetzen, die unser künftiges Leben bestimmen. Aber muss sie dazu auch in der Zukunft spielen? Barbara Slawig hat sich eingehender mit zwei Werken beschäftigt, die auf diese Fragen unterschiedliche Antworten bereithalten.

Vancouver Island in der nahen Zukunft. Der Meeresspiegel steigt, Brände verwüsten Wälder und Siedlungen, die Muscheln in den Gezeitenzonen sterben in der Sommerhitze. Überschwemmungen und Erdrutsche blockieren Straßen, Pipelines und Datenkabel werden zerstört. Immer mehr Menschen ziehen fort, die »Große Entvölkerung« hat begonnen. Die wenigen, die bleiben, sind auf sich allein gestellt.

Eigentlich habe ich Climate Fiction immer gemieden. Es zieht mich generell nicht zu Romanen, die »brennende Fragen unserer Zeit« behandeln, dazu lese ich lieber aktuelle Berichte von Journalistinnen und Experten. Literatur (so meine persönliche Vorliebe) sollte Fragen stellen, die nicht in einem Jahr schon überholt sind, weil die Weltlage sich wieder einmal völlig geändert hat. Und ist es nicht ohnehin deprimierend genug, die realen Nachrichten zum realen Klimawandel zu verfolgen, zuzuschauen, wie die reale Menschheit vor dieser Herausforderung versagt? Brauchen wir eine fiktive Verdopplung?

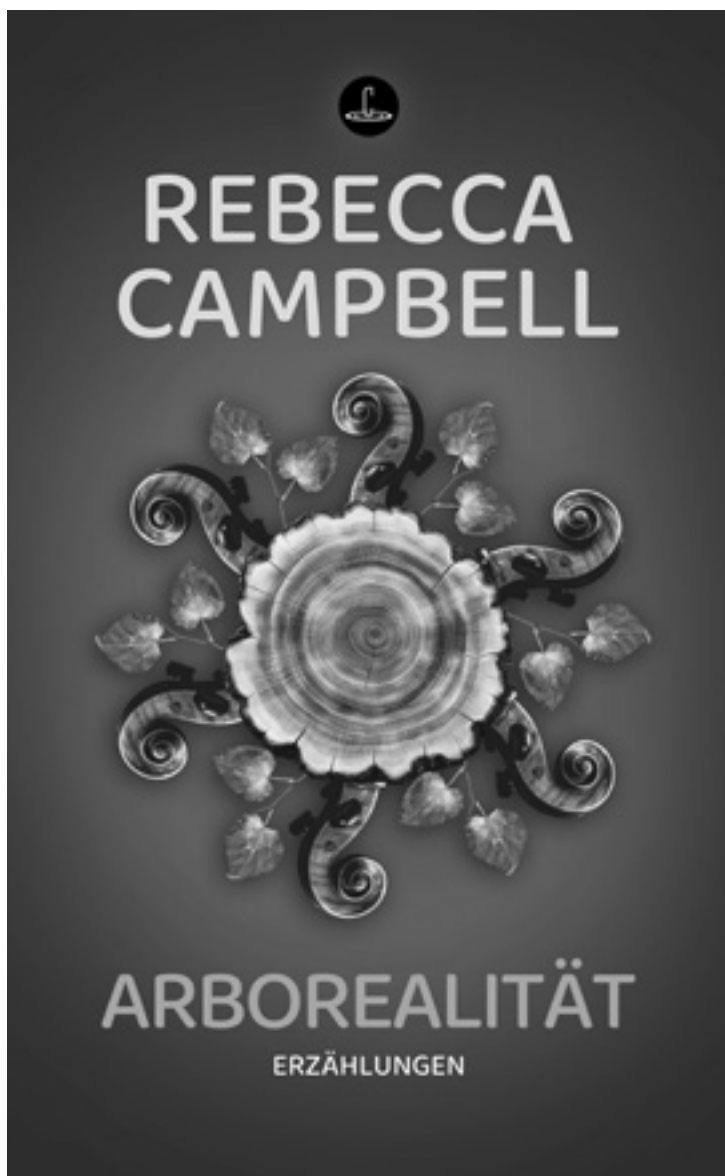
Daher war ich eher skeptisch, als Hannes Riffel mir vorschlug,

Arboreality von Rebecca Campbell zu übersetzen, einer jungen kanadischen Autorin, von der ich noch nie gehört hatte. Andererseits fand ich es verlockend, etwas zu dem spannenden Programm des Carcosa Verlags beizutragen. Außerdem war das Buch recht dünn. Und es hatte den Ursula K. Le Guin Prize gewonnen, und Le Guins Romane hatten mir vor vielen Jahren bewiesen, dass auch Science Fiction von lebendigen Menschen handeln kann.

Was mich dann sehr schnell für *Arboreality* eingenommen hat, war die Art, *wie* hier vom Klimawandel erzählt wird. Die sechs miteinander verflochtenen Geschichten handeln von alltäglichen Menschen, die versuchen, inmitten einer globalen Katastrophe etwas Sinnvolles zu tun. Nicht weil sie glauben, auf diese Art die Welt retten zu können, sondern weil sie etwas bewahren wollen, das ihnen wichtig scheint, oder etwas erschaffen, das bleibt.

Jude und Berenice retten Bücher aus einer verfallenden Bibliothek. Bernard verwandelt die sterilen Vorstadtgärten in seiner fast menschenleeren Eigenheimsiedlung in eine Wildnis, in der lauter alte Nutzpflanzen gedeihen. Mason baut eine Geige für eine hochbegabte junge Violinistin, die durch den Zusammenbruch der Gesellschaft um eine glanzvolle, weltumspannende Karriere gebracht wird. Kit und Trish entdecken Bernards Waldgarten und beschließen, sich dort niederzulassen. Sophie, die zwei Generationen junger Leute das Gärtnern beigebracht hat, plant ein letztes Festessen für ihren todkranken Mann. Kit erschafft über Jahrzehnte hinweg eine Kathedrale aus lebendigen Bäumen, ein Bauwerk, in dem im letzten Kapitel auf Masons Geige gespielt wird.

Arborealität erzählt von der Resilienz der einfachen Leute, vom Improvisieren und Kooperieren. Ich selbst habe das Buch (für mich ist es ein Roman) deshalb sehr schnell nicht mehr als Climate Fiction gelesen, sondern schlicht als großartige Literatur. Die Geschichten, die darin erzählt werden, begleiten mich weiter, lange über das Ende der Übersetzungsarbeit hinaus. Weil sie von Konflikten und Herausforderungen handeln, mit



Rebecca Campbell, *Arborealität* [dt. Erstausgabe von *Arboreality* (2022)], übersetzt von Barbara Slawig

denen Menschen bei jeder Art von Katastrophe konfrontiert werden können, in jeder Situation, in der verlässliche Strukturen zusammenbrechen und altvertraute Regeln nicht mehr gelten. Sie handeln von der Trauer um das, was verloren gegangen ist –

Vor langer Zeit waren selbst die entferntesten Winkel der Welt hell erleuchtet gewesen, auch die dunkle Seite des Planeten; die Nächte waren von summender Geschäftigkeit erfüllt, und wenn man eine Nummer wählte, klingelte irgendwo ein Telefon. Inzwischen ist die Welt nur noch so groß, wie der eigene Blick reicht, wenn man auf den höchsten Gipfel steigt und ins nächste Tal schaut oder hinaus zu den Inseln.

– aber gleich darauf auch von der Schönheit dessen, was bleibt: »Von hier aus erkennt man nur, wie ein Adler in der Luft kreist und sich auf einen der Königslachse stürzt, die den hungrigen Orcas und den Scharen von Seelöwen an der Flussmündung entgegenkommen sind und sich nun den Cowichan hinaufkämpfen.«

Sie berichten auch von der Wut, die zum Beispiel Kit empfindet, wenn seine kleine asthmakranke Enkeltochter an heißen Sommertagen kaum atmen kann und Medikamente nicht zu bekommen sind: »... und nicht zum ersten Mal war ein schrecklicher Zorn in ihm erwacht, auf all die Milliarden Menschen, die ein so fremdartiges, wundervolles, Kontinente und Planeten umspannendes Leben geführt hatten, ohne sich je darum zu scheren, dass er mit diesem Kind allein zurückbleiben würde, einem kleinen Mädchen, dem er nicht helfen konnte.«

Die Menschen, gegen die Kits Zorn sich richtet, sind wir: die Generationen, die an ihrer verschwenderischen Lebensweise festgehalten haben, auch als sie längst wussten, was sie damit anrichten.

Kits Erbitterung klingt gelegentlich bei mehreren Figuren an, wird jedoch nie bestimmendes Thema. Die Menschen in

Arborealität verwenden ihre Kraft nicht darauf, Schuldige für die Katastrophe zu finden, sondern auf die Bewältigung der Gegenwart, aufs Überleben, letzten Endes also auf die Zukunft. Damit handelt *Arborealität* auch von der Hoffnung, davon, dass Geschichten immer weitergehen:

Masami Lucretia Delgado spielt fünfundvierzig Jahre lang täglich auf der Nepenthe-Geige. Manchmal nur für zehn Minuten, wenn sie von der Arbeit nach Hause kommt und nebenan ihre Kinder lärmen. (...) Sie spielt darauf an dem Tag, an dem sie ihre Wohnung verlassen, weil der Damm an der Mündung des False Creek gebrochen ist. Sie spielt auf der Rückbank des Autos, mit dem sie landeinwärts fahren, zu einer Notunterkunft, in der sie fünf Jahre zubringen werden. (...) Doch obwohl Masami täglich spielt, wird sie selbst nicht mehr erleben, wie sich ihre Geige klanglich zu höchster Vollkommenheit entwickelt.

In Passagen wie dieser weitet sich der Fokus des Textes auch räumlich: Ein paar Sätze lang wendet er sich Dingen zu, die jenseits der klein gewordenen Welt der Hauptfiguren stattfinden. Wir sehen, was sich am Fraser auf dem kanadischen Festland zuträgt, oder an der Westküste der USA, oder in Norditalien rund um Verona – und die Geschichten einer Handvoll von Menschen in einem Winkel der kanadischen Westküste werden zu einem Roman über die ganze Welt. Beim Übersetzen hat es mich immer wieder erstaunt, wie mühelos es Rebecca Campbell gelungen ist, in einem so schmalen Buch eine ganzen Epoche lebendig werden zu lassen, von unserer nächsten Zukunft bis zum Jahr 2100, und eine Katastrophe zu schildern, die die gesamte Erde erfasst.

Der Kunstgriff, der das ermöglicht, ist natürlich die episodenhafte Struktur. Sie erlaubt Themenwechsel, zeitliche Sprünge und Lücken. Nebenhandlungen müssen nicht zwingend zu Ende geführt werden, Nebenfiguren können im Ungewissen verschwinden,

so wie Bernards Nachbarn in der Eigenheimsiedlung oder seine erwachsene Tochter, von der wir nie genau erfahren, was aus ihr geworden ist. Zugleich sind die verschiedenen Stränge inhaltlich eng genug miteinander verflochten, dass man beim Lesen Orte, Personen, Motive wiedererkennt. Je weiter man vordringt, desto stärker spürt man, dass hier eine einzige, umfassende Geschichte erzählt wird; die eine Hauptfigur reicht den Stab an die nächste weiter wie bei einem Staffellauf.

Auch die geographische Beschränkung der Handlung – auf die Stadt Vancouver und die Südspitze von Vancouver Island – trägt zu diesem Gefühl von Einheit bei. Am wichtigsten ist jedoch die Erzählstimme. Sie bleibt sich in allen Teilgeschichten treu, eine Verbindung aus liebevoller Zuwendung zu allen Menschen und Dingen und einer leisen, aber immer spürbaren Distanz. Unaufgeregt und mit sicherer Hand leitet sie durch die Handlung, samt kleiner Abstecher in ein italienisches Alpental, zu einem Gezeitentümpel oder auf eine Raumstation.

Diese Erzählstimme adäquat ins Deutsche zu transferieren, war beim Übersetzen die größte Herausforderung. Bei manchen Romanen genügt es, einmal eine gute Entsprechung für den Erzählton des Originals zu finden; danach lösen sich die sprachlichen Probleme fast von allein, und man kann sich aufs Inhaltliche konzentrieren. Bei Campbell dagegen wollte jeder Satz wie ein Unikat behandelt werden: formuliert, umgestellt, noch einmal neu übersetzt, wieder umgestellt und zurechtgeschliffen. Melodie, Rhythmus, Klang, Sprachebene, Atmosphäre und Assoziationen, all das musste stimmen; jeder Anflug von Geschwätzigkeit, der sich in der Rohübersetzung einschleichen mochte, musste wieder beseitigt werden. Denn in *Arborealität* ist jedes Wort wichtig, jeder Satz treibt die Geschichte voran; wenige Zeilen können eine ganze Lebensphilosophie einfangen wie hier bei Bernards Nachbar:

Samstags fuhr er mit einem Aufsitzmäher über seinen Rasen, erst parallel zum Bordstein, dann in einem Winkel von genau 45 Grad von Ecke zu Ecke. Er säuberte die Ränder und versprühte Unkrautvernichter, und bevor er den Mäher spät am Nachmittag in die Garage zog, hielt er einen Moment lang inne – Bernard hatte es genau gesehen – und freute sich an dem Traum, den er sich hier erfüllte.

Als Hannes Riffel mir ein Jahr später vorschlug, *Green Earth* von Kim Stanley Robinson zu übersetzen, hatte ich meine Vorbehalte gegen Climate Fiction vergessen. Ich musste trotzdem zunächst ein paarmal tief durchatmen: Auch in der überarbeiteten und gekürzten Version von 2015, die als Vorlage dienen sollte, würde die Übersetzung rund tausendfünfhundert Normseiten umfassen. Arbeit für mindestens eineinhalb Jahre.

»Wenn man einen Roman einem bestimmten Genre zuordnet«, schreibt Kim Stanley Robinson im Vorwort zur deutschen Ausgabe, »nimmt man ihn als Teil eines größeren Diskurses wahr, als Variation eines übergeordneten Musters.« Ein Genre ist demnach etwas organisch Gewachsenes, die zugehörigen Werke sind durch gemeinsame Traditionslinien miteinander verbunden. In beiden Vorworten zu *Grüne Erde* (dem zur deutschen Ausgabe und der Einleitung zur englischsprachigen Neufassung von 2015) macht Robinson sich einen Spaß daraus, uns mit der Frage zu verwirren, ob *Grüne Erde* – vor zwanzig Jahren geschrieben und damals zwanzig Jahre in der Zukunft angesiedelt – nun ein Science-Fiction-Roman, ein Gegenwartsroman oder gar ein historischer Roman über die Anfangsjahre dieses Jahrtausends ist. Aber wenn man seiner eigenen Definition eines Genres folgt und auf die Traditionslinien schaut, ist die Antwort eindeutig. *Grüne Erde* ist klassische Science Fiction.

Die Science Fiction gibt es natürlich schon lange nicht mehr, falls es sie denn je gegeben hat. Aber *Grüne Erde* verkörpert die Art von SF, mit der ich groß geworden bin: handlungsorientiert,

wissenschafts- und technikaffin, letzten Endes optimistisch. Die Menschheit steht vor großen Herausforderungen, aber zum Glück finden sich starke Individuen, die sich dieser Aufgabe stellen. Bei Robinson sind dies eine Handvoll Wissenschaftler:innen (in der Generation »Asimov« wären es noch ausschließlich Männer gewesen), die gemeinsam mit Verbündeten aus Politik und Wirtschaft gegen die Auswirkungen des Klimawandels kämpfen.

Es ist erstaunlich, wie unterschiedlich zwei Romane ausfallen können, die das gleiche Thema behandeln. Das beginnt schon damit, dass Campbell und Robinson sich beim Klimawandel für zwei verschiedene Szenarien entschieden haben. *Arborealität* beschreibt allmähliche Veränderungen: Die Sommer werden immer heißer und trockener, die Waldbrände, Stürme und Erdrutsche verheerender, die Überschwemmungen aufgrund des steigenden Meeresspiegels großflächiger. Die gefährdeten Regionen entvölkern sich langsam, und die staatliche Ordnung zerbröckelt. Nur irgendwo in weiter Ferne gibt es noch Bergbaustädte, und in manchen Klimaoasen sind Hightech-Zentren entstanden. Die wenigen Menschen, die in den Randbezirken der Zivilisation ausharren, ändern notgedrungen ihre gesamte Lebensweise, über mehrere Generationen hinweg.

Grüne Erde dagegen beschreibt einen sogenannten abrupten Klimawechsel. Durch das Abschmelzen des grönländischen Eisschildes und der arktischen Packeisflächen gelangt innerhalb kurzer Zeit so viel Süßwasser ins Nordpolarmeer, dass das zirkuläre Strömungssystem im Atlantik (zu dem auch der Golfstrom gehört) zum Stillstand kommt. Die Folge sind schwere Kälteeinbrüche in Europa und an der nordamerikanischen Ostküste. Zugleich gerät die gesamte Eisdecke der Antarktis ins Rutschen, riesige Flächen brechen ab und stürzen ins Meer. Die gewaltigen Eisberge verdrängen so viel Wasser, dass der Meeresspiegel weltweit um mehrere Meter anzusteigen droht.

All das geschieht innerhalb von wenigen Jahren. Es ist eine Situation, die schnelles, entschlossenes, unorthodoxes Handeln

erfordert – und das ist der zweite große Unterschied zwischen den beiden Romanen. *Grüne Erde* erzählt von Menschen, die die Dinge in die Hand nehmen – die aber auch über die nötige Macht verfügen, um etwas zu bewirken. Weil sie renommierte Wissenschaftlerinnen sind oder Berater des Präsidenten der Vereinigten Staaten, und weil die Institutionen, für die sie arbeiten, trotz aller Krisen weiter bestehen, teilweise sogar an Einfluss gewinnen – anders als in *Arborealität*, wo staatliche Strukturen praktisch keine Rolle mehr spielen.

In *Grüne Erde* entfalten sich die Veränderungen in Klima, Natur und Gesellschaft also nicht über mehrere Generationen hinweg, sondern innerhalb einer Zeitspanne, die ein Erwachsener mühelos überblicken kann. Wie Robinson im Vorwort erklärt, hat er sich genau deswegen für dieses besondere Szenario entschieden: weil es einen Zeitrahmen vorgibt, der sich gut in einem Roman gestalten lässt. Bei Robinson wird die Handlung durchgehend von denselben Hauptfiguren getragen. Wir begleiten sie bei ihren Erfolgen und Fehlschlägen, lernen mit ihnen dazu, können beobachten, wie sie sich verändern. Im Mittelpunkt stehen dabei die Bemühungen, das System von Meeresströmungen im Atlantik wieder in Bewegung zu setzen, den Anstieg des Meeresspiegels zu begrenzen und der Atmosphäre CO₂ zu entziehen. Um das zu erreichen, greifen die Menschen teilweise zu drastischen Maßnahmen; Eingriffe dieser Art werden heute unter der Überschrift »Geo-Engineering« diskutiert.

Dass Robinson sich aus erzähltechnischen Überlegungen für das Szenario eines plötzlichen Klimawechsels entschieden hat, heißt übrigens nicht, dass er es erfunden hätte: Solche »Klimasprünge« hat es in der Vergangenheit offenbar mehrfach gegeben. Nichts in *Grüne Erde* ist einfach aus der Luft gegriffen. Drei der wichtigsten Figuren – Anna, Frank und Diane – arbeiten für die National Science Foundation der Vereinigten Staaten, eine reale Organisation. Auch die anderen Institutionen, die im

Roman eine Rolle spielen, existieren entweder tatsächlich (wie die Universität von San Diego oder die Münchener Rück) oder sind plausibel aus existierenden Strukturen abgeleitet (wie die Liga versinkender Staaten). Wenn die Wissenschaftler:innen im Roman über ihre Fachgebiete reden, geben sie kein sinnloses Geplapper von sich – ihre Aussagen orientieren sich an realen Theorien und Forschungsansätzen. Die Art, wie im Roman politische Entscheidungen zustande kommen, entspricht dem, was wir aus der realen Berichterstattung kennen. Und selbst die Wege, auf denen sich Annas Ehemann Charlie mit dem zweijährigen Joe durch die Stadt bewegt, lassen sich auf realen Karten nachvollziehen.

Robinsons Schreibstil merkt man an, dass der Autor Spaß am Recherchieren hat, Spaß daran, seine Geschichte bei allem Spekulativen und Visionären solide in der Realität zu verankern. Als Leserin habe ich ebenfalls meine Freude daran, mich durch eine so sorgfältig ausgestaltete Romanwelt zu bewegen. Fürs Übersetzen bedeutet dieses faktenbasierte Erzählen allerdings einen beachtlichen Rechercheaufwand. (Umso dankbarer bin ich dem Deutschen Übersetzerfonds, der die Arbeit an *Grüne Erde* mit einem Arbeitsstipendium fördert.) Die wissenschaftlichen Diskussionen habe ich schon erwähnt. Hinzu kommen – durchs Thema bedingt – Klimatologie, Ozeanographie und das politische System Washingtons. Ich habe es aber auch immer wieder mit soziobiologisch geprägten Spekulationen über das Wesen des Menschen, Schriften zum tibetischen Buddhismus (einige besonders liebenswerte Figuren sind Exiltibeter), den Techniken und Hilfsmitteln von Industriekletterern, mit Kanufahren und Wellenreiten zu tun. Denn Robinson hat seine Geschichte vom Kampf gegen den Klimawandel mit einer Fülle anderer Handlungsfäden verwoben. Es gibt eine spannende Liebesgeschichte, eine beängstigende Spionagegeschichte, Spekulationen über die Reinkarnation eines Lama, eine versinkende Insel, wild lebende Gibbons im Rock Creek Park in Washington, Stürme,

Hochwasser und arktische Kälte. Mehr soll hier aber wirklich nicht verraten werden. Am besten, Sie lesen selbst.

Barbara Slawig (*1956) ist promovierte Biologin und lebt als freie Autorin in Hannoversch Münden. Zu ihren herausragenden Werken zählen *Die lebenden Steine von Jargus* (2000; Neuausgabe unter dem Titel *Flugverbot*) und *Visby* (2012). Im Internet ist sie unter www.barbara-slawig.de zu finden. Für Carcosa hat sie, nach langer Übersetzerischer Abstinenz, *Arborealität* von Rebecca Campbell ins Deutsche übertragen. Derzeit arbeitet sie für uns an der Übersetzung der Trilogie GRÜNE ERDE von Kim Stanley Robinson, die mit *Die vierzig Sprachen des Regens* beginnt.